

Johannes XXIII. Geistliches Tagebuch

Franz Hillig SJ

Mit 14 Jahren – für unsere Begriffe reichlich früh – ist der Bauernjunge im Jahr 1895 ins Priesterseminar Bergamo eingetreten. Der Spiritual, das heißt der für die religiöse Erziehung verantwortliche Priester, hat ihm die „Lebensregeln“ gegeben, „welche die Jugend befolgen soll, wenn sie auf dem Weg der Frömmigkeit und der Studien Fortschritte machen will“. Sie sind lateinisch abgefaßt und gehen sehr ins einzelne: Was man jeden Tag, jede Woche, jeden Monat bedenken muß... Angelo Giuseppe Roncalli schreibt sie mit seiner Schülerschrift in ein Heft. Es wird später Exerzitienvorsätze und andere geistliche Notizen aufnehmen. Dem Heft werden weitere Hefte folgen. Über 60 Jahre später werden all diese Hefte einen 400 Seiten starken Band ergeben, der, in viele Sprachen übersetzt, im Buchhandel erscheinen wird: „ein Buch, von dem die Welt spricht“ (Börsenblatt des Deutschen Buchhandels). Denn inzwischen ist der Bauernjunge Papst geworden. Und der gütige Johannes XXIII. hat schließlich darin eingewilligt, daß sich nach seinem Tod die Welt über diese seine Hefte beugt. Heute liest die Welt das „Geistliche Tagebuch“¹. Aber wird sie es verstehen?

Der Herausgeber, Don Loris Capovilla, hat erfreulicherweise auf jedes Arrangement verzichtet. Er gibt die Aufzeichnungen so, wie sie vorliegen; einfach das, was Roncalli aufschrieb, ohne Verbrämung und ohne Kommentar. Alles übrige ist in die Anmerkungen verwiesen. So haben wir das Glück, den ungeschminkten Text zu besitzen. Aber es ist eben auch ein Text, der viele Leser unvorbereitet trifft. Gewiß, da wo einfach der schlichte, offene Mensch redet, der Roncalli war, wird ihn jeder verstehen. Aber anderes, und das ist nicht wenig, kommt aus der Vorstellungs- und Sprachwelt des italienischen Katholizismus um 1900, ja aus der noch spezielleren von Seminar und Klerus. Den katholischen Lesern wird das meiste vertraut sein; aber wie werden diejenigen zurechtkommen, denen das katholische Frömmigkeitsvokabular nicht vertraut ist? Ausdrücke wie Exerzitien, Besuchung des Allerheiligsten, Offizium, Rosenkranz, Marianischer Kongreß, Tunika,

¹ Johannes XXIII., Geistliches Tagebuch und andere geistliche Schriften. Mit einem Vorwort von Msgr. Loris Capovilla und Prof. Giulio Bevilacqua. Mit einem Titelbild. Freiburg: Herder 1964. 480 S. Lw. 26,80. Dem Band ist eine chronologische Übersicht über das Leben beigegeben. Vgl. ferner: Loris Capovilla, Johannes XXIII., Papst des Konzils, der Einheit und des Friedens. Nürnberg-Eichstätt: Johann Michael Sailer Verlag 1963. 288 S. Lw. 25,40. Wolfgang Seibel, Johannes XXIII. der Papst des Überganges in eine neue Zeit. Würzburg: Echter-Verlag 1963. 60 S.

Um dem Leser die Einordnung der zitierten Stellen zu erleichtern, seien einige Hauptdaten mitgeteilt aus dem Leben des Papstes: Angelo Guisepe Roncalli wurde am 25. November 1881 geboren; Priesterweihe 1904, Bischofsweihe 1925, Papstwahl 28. Oktober 1958. Johannes XXIII. starb am 3. Juni 1963.

Herz-Jesu-Monat, Subdiakonatsweihe, Matutin, überhaupt die Horen des Offiziums werden viele Leser befremden und müßten doch wohl im Anhang erklärt werden.

Doch es ist nicht die Fremdheit dieser katholischen Frömmigkeitssprache allein, es ist ihre Klischeehaftigkeit, die manchem Leser auch unter den heutigen Katholiken den Zugang erschweren wird. Insofern hat das „Geistliche Tagebuch“ Johannes XXIII. teil an der formalen Problematik der „Geschichte einer Seele“ der heiligen Theresia von Lisieux (in der heutigen Fassung: ihrer „Autobiographischen Schriften“): Ein zweifellos großer, bedeutender Inhalt in der konfessionellen Routinesprache des 19. Jahrhunderts. Oder sind wir Deutsche wieder einmal zu empfindlich? Die „Geschichte einer Seele“ jedenfalls hat all diese Bedenken über den Haufen geworfen und einen beispiellosen Siegeszug durch die Welt angetreten. Auch das „Geistliche Tagebuch“ Johannes' XXIII. reißen sich heute schon die Leser aus den Händen. Die Menschen werden hinter dem Fremden, dem formal Schwachen, dem Üblichen und Gewohnten das Herz des Mannes schlagen hören, dem als Papst und Vater der Menschheit eine so unerhörte Liebe und Verehrung entgegenschlug, und sie werden in diesen schlichten und unbedingt wahrhaftigen Aufzeichnungen entdecken oder bestätigt finden, was sie schon ahnten, daß dieser Mann in aller Wahrheit das war, was wir einen Heiligen nennen.

Gerade das, was einem allen Ernstes zunächst Schwierigkeiten machen kann, diese schlichte Übernahme der gegebenen Form, das gutwillige Sicheinleben in Zucht und Geist des Seminars, dieser Frömmigkeitsstil einfach so, wie er seit Jahrhunderten tradiert wird, kann das nicht ein Zeichen von Gesundheit sein? Roncalli war gesund. Er stand fest auf dem Boden. Er war der Sohn gläubiger Bauern. Sie waren zehn Kinder zu Haus. Er ist aufgewachsen in Armut und gesundem Frohsinn. Früh lernte er bei seinem patriarchalischen Großonkel Zaverio und bei jenen „guten alten Priestern von Bergamo“, deren Andenken er gesegnet nennt, „Freude an der Frömmigkeit und den himmlischen Dingen“. Er hatte schon den Militärdienst hinter sich, als er am 20. Januar 1903 in sein Tagebuch schrieb:

„Heute ist das Fest des hl. Sebastian, morgen das der hl. Agnes, zwei Helden, ein Soldat, eine Jungfrau. Zu ihnen geht mein inniges Gedenken, mein Gebet, auf daß mit dem Mut, der Begeisterung des Soldaten und der unbefleckten Reinheit der Jungfrau sich in mir ihre Standhaftigkeit als Martyrer verbinde“ (135 f.).

Das ist eine gesunde Freude an jungen Menschen, die in Christus heil sind. „Avete felices in Christo Jesu – Seid begrüßt, ihr Glücklichen in Jesus Christus“, ruft er ihnen zu.

Der junge Roncalli scheut sich in seinen Tagebüchern nicht vor dem Ausdruck der Begeisterung. Er klagt und er jubelt. Man lese, wie er dem greisen Leo XIII. zujubelt und ihm und der Kirche Treue schwört. Es ist die Sprache der Zeit – und schließlich ist er Italiener, denen von jeher die Unbefangenheit des Wortes leichter fällt –, aber es ist ehrlich, normal und eben wieder gesund.

Roncalli ist bis in sein hohes Alter nicht krank gewesen. Er hatte einen gesunden Schlaf, einen gesunden Appetit und auch eine gesunde Freude an Wissen und Leistung. Ohne offenbar genial begabt zu sein, hatte der junge Kleriker eine mächtige Freude am Lesen und Lernen. Schließlich ist die heilige Wissenschaft nach Franz von Sales für den Priester das „achte Sakrament“. Der junge Roncalli durfte als Stipendiat am Römischen Seminar studieren. Als in jenen römischen Studienjahren der angesehene und gelehrte Kardinal Parocchi starb – Roncalli wohnte den Beisetzungsfeierlichkeiten in San Lorenzo in Damaso bei –, schrieb er mit brennender Seele in sein Tagebuch:

„Es war ein Geschehnis, das mich den ganzen Tag im Geiste beschäftigte; ich habe mich davon nicht so schnell frei machen können. Im Aufruhr der Gefühle, die mein Herz erregten, konnte ich nicht anders als einen innigen Gruß der Bewunderung und Zuneigung diesem großen Mann senden. Er allein hatte genügt, das Heilige Kollegium berühmt zu machen, und hat während eines Vierteljahrhunderts die christliche Welt beeindruckt. Kardinal Parocchi war eine große Persönlichkeit, wie man sie selten in den Annalen der Kirche findet. Es genügte, seinen Namen zu nennen, um die Leute zum Schweigen zu bringen, welche die Kirche der Ignoranz bezichtigten; vor ihm verneigten sich auch die Weltleute in Ehrfurcht, und es gab keinen Mann der Wissenschaft, der nicht zauderte, wenn er in seiner Gegenwart sprechen mußte. Es gab kein Wissensgebiet, auf das sein Geist sich nicht erstreckte. Es gab keinen Gelehrten, der ihm nicht begegnet wäre. In gleicher Weise wie die Liebe zur Wahrheit, zu allem Schönen und Guten brannte in ihm eine glühende, unbezwingbare Liebe zur Kirche, zum Papst . . . O wenn ich seine Gelehrsamkeit und Tugend besäße, könnte ich mich wohl glücklich preisen. Sein Tod wurde in der ganzen Welt beklagt und als ein wahrer Verlust für den Heiligen Stuhl betrachtet. Gestern sah ich um seine sterbliche Hülle die ganze Welt vertreten, ihm einen letzten Tribut des Lobes zu widmen, ihm, der so viel Licht um sich verbreitet hat“ (133 f.).

Die „Gesundheit“, von der wir sprechen, geht über das Physo-Psychische hinaus: sie ist christliche Gesundheit und schließt ein Doppeltes ein: die Gnade des Glaubens und sittlicher Intaktheit. Roncalli kann in seinen Aufzeichnungen nur immer wieder Gott danken, daß er ihm gläubige Eltern und die Gnade eines ungebrochenen, ja offenbar unangefochtenen Glaubens geschenkt habe. In den Exerzitien, die der Diakonatsweihe vorausgehen, vertraut er seinem Tagebuch an:

„Der Glaube ist eine so selbstverständliche Tugend, daß er besonders bei den Klerikern nicht mehr besonders beachtet wird. Er ist die Luft des christlichen Lebens, und wer achtet schon auf die Luft, die er einatmet? Bei all dem halte ich darauf, diese Tugend ernst zu nehmen, und will sie fortan nicht aus den Augen verlieren. – Ich will meinen Glauben hüten wie einen heiligen Schatz. Ich will alles tun, mich von jenem Glaubensgeist durchformen zu lassen, der allmählich unter den sogenannten Erfordernissen der Kritik, im Klima der modernen Zeit verschwindet. Falls mir der Herr ein langes Leben schenkt und ich ein Priester sein darf, der seiner Kirche von einigem Nutzen ist, dann wünsche ich mir, daß man von mir sagt – und darauf wäre ich stolzer als auf jeden anderen Titel –, daß ich ein Priester lebendigen Glaubens gewesen bin: schlicht, immer treu dem Papst, auch in dem, was nicht definiert ist, auch in den kleinsten Anschauun-

gen und Denkweisen. – Mein Studium der heiligen Wissenschaften und aller theologischen und biblischen Probleme wird stets in erster Linie darauf gerichtet sein, die überlieferte Lehre der Kirche zu erforschen und von dieser Grundlage aus die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse zu beurteilen.“

Es ist allerdings wichtig, was er hinzufügt – und man darf sich seinen Glauben nicht einfach als „Köhlerglauben“ vorstellen:

„Ich verachte keineswegs die Kritik, und erst recht werde ich mich hüten, feindlich gegen sie gesonnen zu sein oder es den Kritikern gegenüber an Respekt fehlen zu lassen. Ich liebe Kritik sogar und verfolge mit Spannung die neuesten Resultate ihrer Untersuchungen. Ich halte mich auf dem laufenden über neue Gedankengänge, über ihre unaufhörliche Entwicklung und studiere die Tendenzen. Die Kritik ist für mich Licht, und die Wahrheit ist heilig und unteilbar“ (174).

Der Glaubensgeist eines Priesters hatte sich damals in den Stürmen des Modernismus zu bewähren. Während der Geistlichen Übungen des Jahres 1910 notiert Roncalli:

„Der Herr schenkte mir während dieser heiligen Exerzitien eine besondere Einsicht in die Notwendigkeit, meinen ‚sensus fidei‘ – meinen ‚Glaubenssinn‘ – und mein ‚sentire cum Ecclesia‘ unversehrt und rein zu bewahren. Er ließ mich in neuer, leuchtender Klarheit erkennen, wie weise, zweckmäßig und gut die päpstlichen Anordnungen sind... Die schmerzlichen Erfahrungen dieses Jahres, die ich hier und da machen konnte, die ernststen Sorgen des Heiligen Vaters und die Worte unseres Oberhirten haben mich überzeugt, daß dieser Wind des Modernismus recht kräftig weht und weitergreift, als es auf den ersten Blick scheint: und es kann ganz leicht geschehen, daß er auch denen ins Gesicht fährt und sie betäubt, die anfangs nur von dem Wunsch getrieben waren, die alten christlichen Tugenden den modernen Bedürfnissen anzupassen. Manche, auch gute Leute, sind den Mißverständnissen zum Opfer gefallen, vielleicht unbewußt; sie ließen sich auf das Feld des Irrtums treiben. Das Schlimme ist, daß man von den Ideen rasch zu einem Geist der Unabhängigkeit übergeht und zu frei über alles und alle urteilt. – Ich danke dem Herrn auf den Knien, daß er mich mitten im Strudel und Wirrwarr der Geister und Zungen unverletzt bewahrt hat... Ich muß mich stets daran erinnern, daß die Kirche in sich die ewige Jugend der Wahrheit und Christi birgt, daß sie über allen Zeiten ist; die Kirche muß ihrerseits die Völker und die Zeit umwandeln und erretten, nicht umgekehrt. – Der größte Schatz meiner Seele ist der Glaube, der schlichte Glaube meiner Eltern und meiner guten alten Freunde. Ich werde genauestens und streng auf mich achten, daß die Reinheit meines Glaubens in keiner Weise getrübt wird“ (205).

In diesem Zusammenhang sieht der junge Lehrer am Priesterseminar auch die Aufgabe, die ihm von seinem Bischof auferlegt ist:

Sie verpflichtet mich, „nicht nur an die Reinheit meines eigenen Glaubens zu denken, sondern auch dafür Sorge zu tragen, daß all mein Denken, das ich vor den jungen Klerikern entwickle, all meine Worte, mein ganzes Auftreten, durchdrungen sind von dem Geist dieser Einigkeit mit der Kirche und dem Papst, so daß ich sie damit erbaue und sie erziehe, ebenso zu denken“ (206).

Das sind gewiß eindeutige Beteuerungen; und doch, eindrucksvoller als sie ist die ganze Atmosphäre der starken, alles tragenden und durchdringenden Gläubigkeit, die den Leser des „Geistlichen Tagebuches“ gefangen nimmt, ein Glaubens- und Kirchnerlebnis, das über Register verfügt, deren Reichtum nur das Gesamtwerk vermittelt. Es ist wirklich so, wie es der junge Subdiakon empfunden hat, als er im ewigen Rom den entscheidenden Schritt seines Lebens tat:

„Die an sich schon so feierliche Zeremonie an jenem Morgen in der Basilika San Giovanni im Lateran war für mich so bewegend, daß ich sie in alle Ewigkeit nicht vergessen werde. Jetzt bin ich wirklich ein neuer Mensch. Seine Eminenz der Kardinalvikar hat im Namen des Oberhirten und der Kirche meinen Verzicht auf alle weltlichen Dinge, meine völlige, unbedingte und unauflösliche Hingabe an Jesus Christus angenommen, gesegnet, geweiht. Als ich mich nach der feierlichen Niederwerfung an den Altar begab und der Kardinal mir mein Gelöbnis abnahm und mich mit dem neuen glorreichen Gewand bekleidete, war mir, als erhoben sich die Päpste, Bekenner und Martyrer, die in den Gräbern der großen Basilika ruhen, als umarmten sie mich brüderlich, aufjubelnd mit mir, und vereinigten sich im Chor mit den Engeln der Auferstehung, den Herrn Jesus Christus zu lobpreisen, der huldvoll ein so elendes Geschöpf zu solcher Höhe erhob“ (165).

Hier, wie an manchen andern Stellen des „Geistlichen Tagebuches“ ist der Leser ergriffen, wenn er bedenkt, wie der, der dies schreibt, selbst ausersehen ist, eines Tages die Kirche Christi zu leiten.

Johannes XXIII. war gläubig. Sein Kinderglaube hat sich theologisch vertieft; er erstarkte im Priester und erreichte im Bischof seine Reife, um schließlich im Vater der Christenheit seine bergende und segnende Kraft zur Menschheit hin zu entfalten. Es gab keinen Bruch, keine Zäsur in diesem gottgesegneten Leben, auch nicht auf dem Gebiet des ethischen Ringens. Man hat eine Scheu, davon zu sprechen. Nicht nur haben wir Menschen von heute eine ausgesprochene Vorliebe für Ringende, Gestrandete, aus dem Schiffbruch Gerettete; wir halten sogar alles andere für unglaublich. Wir leben in einer so unheilen Welt, daß uns das Heile unwahrscheinlich und verdächtig vorkommt. Dennoch muß man, wenn man dieses Tagebuch liest, zu der Erkenntnis kommen: dieses Kind, dieser Mann, dieser Bischof ist durch Gottes Gnade vor dem Schlimmen bewahrt worden. Er klagt sich zwar durch all die Seiten dieser intimen Aufzeichnungen ununterbrochen seiner Armseligkeit und Sündhaftigkeit an, und das ist ehrlich gemeint und das ist vor Gott auch absolute Wahrheit; aber gerade die Art, wie er es tut, erweist, daß dieser Mann ohne schwere Schuld durchs Leben gegangen ist. Das ist erschreckend, das ist beglückend, wie man will; aber es ist eine der unübersehbaren Aussagen dieses Buches.

„Ich vermag wirklich nicht zu sagen, ob nicht manche meiner früheren Jugendstreiche an Bosheit Todsünden erreichten“, fragt sich der Zwanzigjährige. „Jedenfalls waren sie für jenes Alter schwerwiegende Vergehen, und noch heute schäme ich mich ihrer vor Gott ... Wie viele weitere Vergehen folgten jeden Tag und jede Stunde auf jene ersten:

Zerstreuung, Akte der Eigenliebe, Nachlässigkeit beim Studium, vergeudete Zeit, Verstöße gegen die Nächstenliebe in Gedanken, Worten und Werken: kleine Eitelkeiten. Mein Gott, mein Gott, welch ein Berg von Vergehen“ (158).

Gewiß, gewiß; aber eben doch die „kleinen Fehler“ menschlicher Gebrechlichkeit. Ein Jahr später:

„Gott bewahrt mich davor, in schwere Sünde zu fallen, die ich gewiß leicht hätte begehen können“ (184).

Exerzitien aus dem Jahre 1907:

„Es drängt mich, Gott zu danken, nicht nur weil er mich vor schwerer Schuld bewahrt hat, sondern für die unermeßlichen, zahllosen, liebeichen Gnaden, gewöhnliche und außergewöhnliche, mit denen er mich unaufhörlich überhäuft hat“ (198).

Exerzitien 1913:

„Meine vordringlichste Pflicht bleibt immer die gleiche: den Herrn zu preisen dafür, daß er nicht aufhört, mich zu lieben, daß er mich vor schwerer Schuld bewahrt und mich in meiner Nichtigkeit beschämt“ (212). „Und wenn dieses Jahr das letzte meines Lebens wäre? O welche Freude wäre es, wenn ich mit dem Kranz der Unschuld vor Maria hintreten dürfte! Das wäre mein bester Reisepaß“ (213).

Exerzitien 1928:

„Fünfundzwanzig Jahre Priester! Welch große, welch außerordentliche Gnade! Ich wurde vor schwerer Schuld bewahrt, hatte ungezählt Gelegenheit, Gutes zu tun, besitze gute Gesundheit, ständige Gelassenheit des Geistes“ (236).

November 1940:

„Dank der Gnade des Herrn blieb ich vor Bosheit verschont. Es gibt gewisse als typisch zu bezeichnende Sünden: die Sünde Davids, die Sünde des hl. Petrus und die des hl. Augustinus. Aber wohin wäre ich gekommen, wenn die Hand des Herrn mich nicht gehalten hätte? Wegen kleiner Vergehen legten sich Heilige lange und härteste Bußen auf ... Sollte ich, der ich immer mehr oder weniger ein Sünder bin, daher nicht ständig weinen?“ (262).

Im Juni 1957 schreibt der greise Kirchenfürst:

„Mein bescheidenes und nun schon langes Leben hat sich im Zeichen der Einfachheit und der Reinheit wie ein Knäuel abgewickelt. Ohne Mühe erkenne ich es und spreche es aufs neue aus, daß ich nichts bin und gelte als ein reines Nichts“ (316).

Schließlich geht der achtzigjährige Papst noch einmal sein ganzes Leben durch und prüft sich im Hinblick auf die verschiedenen Pflichten: „Was den Gehorsam betrifft“, „Was die Liebe betrifft“, „Was die Keuschheit betrifft“ und kann da sagen – auch ausdrücklich für die Jugendzeit, die Jahre der Reife –: in all dem

„ließ die Gnade Gottes niemals eine Versuchung und einen Fall zu, niemals, niemals: Vielmehr stand sie mir immer bei in großer und unendlicher Barmherzigkeit; auf sie vertraue ich bis ans Lebensende“ (328).

Aber die Bewährung wurde ihm nicht geschenkt.

Der Junge vom Land, der brave Seminarist wurde im Jahr 1901 zum Militärdienst einberufen und leistet ihn vom 30. November dieses Jahres bis zum 30. November 1902 beim 73. Infanterieregiment in der Kaserne Umberto I. in Bergamo ab. Er hat dabei seinen Mann gestanden; denn anschließend wurde er zum Unteroffizier befördert. Die Kaserne wirft noch einmal ein hartes, realistisches Licht auf unsere Frage. Roncalli wußte offenbar, was ihm mit der „Kaserne“ bevorstand. Eine seiner ersten heiligen Messen feierte der Neupriester in der Kirche Mariä Verkündigung in Florenz, um Maria seine Dankesschuld abzutragen. Er hatte sich ihr geweiht, ehe er zum Militärdienst einrückte, und sie hatte ihre Hand über ihn gehalten (vgl. 192). In den Exerzitien „nach der Babylonischen Gefangenschaft“, wie er seine Militärzeit nannte, findet sich der Passus:

„Ich kenne das Leben in der Kaserne, mich schaudert's schon allein beim Gedanken daran. Wieviel wird dort geflucht, wieviel Schmutz gibt es dort!“ (110).

Wenig später redet er den Herrn an:

„Du hast dich von keinem Gesetz ausgeschlossen, obwohl du daran nicht gebunden warst. Auch ich habe den Militärdienst auf mich nehmen müssen, der für deine Diener eine ungerechte und barbarische Verpflichtung ist“ (114).

Das Tagebuch berichtet an einer Stelle von „unsern armen Großmüttern auf dem Lande“, die „mit schwerfälliger Hand und bäuerlichem Kunstsinn“ christliche Sprüche auf Wandteppiche stickten, wie etwa: „Gott sieht dich“; aus solcher Haltung stamme die kristallene Reinheit heiliger Seelen, die wie klares Wasser sind (266). Er selbst hat etwas von dieser klaren Lauterkeit. Nicht sein Verdienst ist es. Der Herr hat es so gewollt, und seine Gnade hat es gewirkt. Das Tagebuch wird nicht müde, es zu beteuern.

Die Hand der stickenden Großmutter, das ist eines der „Bilder“, die sich im Tagebuch finden. Aus den Jahren, da er Apostolischer Delegat in der Türkei ist, stammt ein anderes „Bild“. Er macht im November 1939 Exerzitien in Ayas Pasa und schreibt:

„Hier bei den Jesuitenpatres beobachte ich jeden Abend vom Fenster meines Zimmers aus eine Ansammlung von Booten auf dem Bosporus. Zu Dutzenden, zu Hunderten tauchen sie vom Goldenen Horn her auf. Sie treffen sich an einem bestimmten Punkt und entzünden dann ihre Lichter. Manche hell, manche weniger hell, ein farbenprächtiges, eindrucksvoll leuchtendes Bild. Ich dachte, daß auf dem Meere ein Fest aus Anlaß des Bairam (einem islamischen Fest) stattfindet, das in diese Tage fiel. Aber es handelte sich um den gemeinsam organisierten Fang von ‚Palamiten‘, großen Fischen, von denen es heißt, daß sie aus den entlegensten Teilen des Schwarzen Meeres kommen. Die Lichter scheinen die ganze Nacht, und von fern hört man die fröhlichen Stimmen der Fischer. — Dieses Schauspiel ergreift mich. In der vergangenen Nacht setzte gegen ein Uhr ein starker Regenguß ein; die Fischer aber blieben unermüdlich bei ihrer beschwerlichen Arbeit. Wie beschämend ist dieses Beispiel für mich, für uns Priester, als ‚Menschenfischer‘. Dieses Bild ist wie ein Gleichnis. Eine Vision der Arbeit, des Eifers und der uns gestellten apostolischen Aufgabe“ (257).

Aber solche Bilder sind selten. Sie haben in einem „Geistlichen Tagebuch“ (in dem *Giornale dell'Anima*) streng genommen nichts zu suchen.

Auch sonst ist das Geistliche Tagebuch an Anekdoten und historischen „Bildern“ nicht gerade reich. Einmal notiert der Theologiestudent:

„Unser Professor für Kirchengeschichte gab uns gestern einen ausgezeichneten Rat, der ganz auf mich zugeschnitten ist: Lest wenig, lest wenig, aber gut ... Wieviel Bücher habe ich nicht im Verlauf meines Studiums gelesen, wieviel Zeitschriften, wieviel Zeitungen. Was habe ich von all dem behalten? Nichts oder fast nichts. Ich habe ein heftiges Verlangen, alles zu wissen“ (131).

3. März 1903:

„Tag des Triumphes.“ Leo XIII. ist 25 Jahre Papst. „Es lebe der Heilige Vater! Heute fühlt sich mein Herz in St. Peter wie ertrinkend in diesem Ozean der Liebe zum Papst“ (142).

April 1903: König Eduard VII. von England ist in Rom. Roncalli sieht nicht den weltlichen Prunk, sondern die geistige Bedeutung: Der mächtige König rechnet es sich zur Ehre an, sich vor dem „alten, verfolgten Mann auf dem Stuhl Petri zu verneigen“ (149). – 8. Mai desselben Jahres. Neue Feierlichkeiten, diesmal zu Ehren Kaiser Wilhelms II.:

„Ein protestantischer Kaiser steigt nach so vielen Auseinandersetzungen die Stufen zum Vatikan empor ... Wäre er kein Häretiker, so könnte er der Karl der Große unserer modernen Zeit sein“ (152)².

Wichtiger, und in ihrer Vorbedeutung ergreifend die Szene, da der Neugeweihte Don Roncalli dem heiligen Papst Pius X. zugeführt wird und dieser sich liebevoll über ihn beugt: „Gut, mein Sohn, ich werde den Herrn bitten, damit du ein Priester nach seinem Herzen werdest“ (191 f.).

Wer dies Buch mit Frucht lesen und es nicht nach wenigen Seiten enttäuscht beiseite legen will, der muß deutlich das literarische Genus eines solchen Buches sehen, das nicht für fremde Augen geschrieben und überhaupt eigentlich kein Buch ist. Es ist eine alte christliche Tradition für Menschen, die sich nicht mit irgendeinem Durchschnitt begnügen, sondern nach Vollkommenheit streben wollen, daß man sich Notizen macht. Oft sind es Zeichen im Vormerkkalender, die kein Dritter entziffern kann, nüchterne Kontrollen wie die während eines Trainings oder einer Kur. Sie sind ein Beweis für den Ernst, mit dem einer strebt. Es ist leichter, all die Spuren, die ja oft genug beschämend sind, „vom Winde verwehen“ zu lassen. Goethe hat während 52 Jahren Tagebuch geführt; die letzte Eintragung datiert

² Dieser kühne Vergleich geht möglicherweise auf Leo XIII. zurück. Roncalli kann von den massiven Lobeserhebungen gehört haben, mit denen sich Kaiser und Papst bei dieser Audienz gegenseitig bedacht haben. Nach dem Protokoll der Unterredung, das Wilhelm II. unmittelbar anschließend diktiert hat und das im I. Band der „Denkwürdigkeiten“ des Fürsten von Bülow im vollen Wortlaut mitgeteilt wird (Berlin 1930, 611–615), erklärte der Kaiser, er sehe in Leo „das große Weltimperium des Römischen Reiches verkörpert und fortgesetzt“. Der Papst seinerseits bezog sich auf eine Rede des Kaisers in Aachen, in der er sich und das Reich unter das Kreuz gestellt hatte, „es gäbe nur einen Souverän, der ebenso gedacht und gehandelt habe, und das sei Karl der Große“.

sechs Tage vor seinem Tod (sie füllen in der Weimarer Ausgabe 13 Bände und sind von einer entmutigenden Nüchternheit). Das Tagebuch Roncallis reicht von seinem Eintritt ins Seminar bis zu seinem Tod, das sind 68 Jahre!

Auf die einfachste Formel gebracht geht es um folgendes: der kleine Seminarist will ein heiliger Priester werden, und der Priester und Bischof will dieses Streben nicht aufgeben: er stellt sich Ziele, er macht Vorsätze, und in ganz bestimmten Abständen prüft er sich vor Gott und seinem Gewissen, was aus diesen Vorsätzen geworden ist. Im Anfang schmeckt das sehr nach Rezept und Schablone. Wie sollte es auch nicht! Nur langsam bekommt alles ein etwas persönlicheres Gesicht und setzt sich eine größere Freiheit durch. Aber die Grundstruktur bleibt. Sie wird sogar, nachdem der Gefühlsüberschwang der Jugend abgeebbt ist, nüchterner und tritt in harter Alltäglichkeit hervor. Im Mittelpunkt stehen die religiösen Übungen, die dem katholischen Priester seit alters von der Kirche auferlegt und im Kirchenrecht verankert sind. Monoton kehrt die Mahnung wieder: „Sei treu in den Übungen der priesterlichen Frömmigkeit: heilige Messe, kurze Betrachtung, Brevier, Rosenkranz, Besuchung, Gewissenserforschung, gute Lektüre“ (247).

Das Tagebuch offenbart – und in einer Weise ist es seine wesentliche Aussage –: um die Fragen des geistlichen Lebens kreist zeit seines Lebens die Hauptsorge dieses Mannes. Das heißt aber, daß der Bischofssekretär, der Lehrer am Seminar, der Päpstliche Delegat, der Nuntius und Kardinal, ja der Papst im Kern ein geistlicher Mensch, ein Gottesmann gewesen ist. Keine Sorge, daß er da eine verborgene Klausur an sein reales Leben und Wirken angebaut habe. Seine Gottbezogenheit, seine Jüngerschaft, sein priesterlicher und apostolischer Auftrag sind das Wesentliche, sie tragen und innervieren alle Taten und Leiden seines Lebens.

Die Lebensprüfung, die er wieder und wieder in diesen Heften vornimmt, gilt nicht nur der Gottverbundenheit und den „geistigen Übungen“ im engeren Sinn. Sie befaßt sich auch mit seinem Verhältnis zu den Mitmenschen, mit seiner Treue in der Erfüllung der Berufsarbeit, mit seiner Lektüre, seiner Korrespondenz und den Ratschlägen der Ärzte, die zum Beispiel einen täglichen Spaziergang wünschen. „Mein hinfälliger Leib wird behäbig und schwerfällig. Ich fange an, es zu spüren, und das raubt mir die körperliche Regsamkeit, die man doch auch braucht, wenn man Gutes schaffen will“, notiert der dreißigjährige Bischofssekretär. „Der Leib muß ständig gezügelt werden, damit er sich nicht auflehnt. ‚Ich züchtige meinen Leib und mache ihn mir dienstbar‘ 1 Kor 9, 27 ... Der Geist der Selbstüberwindung muß sich vor allem beim Essen zeigen“ (208 f.). Schon vorher hatte er sich entschlossen, die Portionen auf die Hälfte herabzusetzen und den Wein mit Wasser zu mischen (204). Später, mit 58 Jahren, wird er den heroischen Entschluß fassen: „Als Übung der Selbstverleugnung nehme ich mir ganz besonders das Studium der türkischen Sprache vor“ (256). Er war damals Apostolischer Delegat in der Türkei und wollte den Türken auf diese Weise seine Sympathie und sein Interesse bezeigen.

Nein, er weicht in seiner Gewissensforschung nicht vor den realen Problemen aus, die ihm das Leben stellt. So notiert der Pariser Nuntius im Jahr 1947:

„Mein längerer Aufenthalt in Frankreich erweckt bei mir immer größere Bewunderung für dieses große Land und aufrichtige Zuneigung für ‚nobilissimam Gallorum gentem — das sehr edle französische Volk‘. Vor meinem Gewissen bemerke ich jedoch einen Widerspruch; den Widerspruch zwischen dem Lob einerseits, das ich den verdienten und lieben katholischen Christen Frankreichs gern spende, und meiner Pflicht als Nuntius anderseits. Ich darf nicht aus reiner Gefälligkeit oder der Furcht, dadurch Anstoß zu erregen, Mängel übersehen und die wirkliche Lage bezüglich des religiösen Lebens, des ungelösten Schulproblems, des Priestermangels, der Ausbreitung des Laizismus und des Kommunismus hier bei der ältesten Tochter der Kirche verschleiern ... Das verlangt eine ständige Prüfung meiner Äußerungen.“

Ein wesentlicher Bestandteil des Tagesbuchs sind Aufzeichnungen aus den Exerzitien. Zwischen 1896 und 1962, dem Vorjahr seines Todes, hat Roncalli nach Ausweis des Tagebuchs, wenn wir recht sehen, nicht weniger als 52 mal die heiligen Übungen gemacht. Auch das ist wieder ein Beweis für seinen Eifer und seine Treue. Es mußten schon ganz außergewöhnliche Ereignisse eintreten, wenn die Jahresexerzitien einmal ausfielen. So findet sich für 1943–1944 die Notiz:

„Das Jahr 1943 war in Bezug auf die Exerzitien voller Ungewißheit. Sie wurden für Ende 1944 angesetzt und vorbereitet. Gerade in diesen Tagen vor Weihnachten wurde ich nach Paris abberufen“ (288).

Er hat die Exerzitien am liebsten nach der Methode des hl. Ignatius gehalten und sich möglichst in ein klösterliches Haus zurückgezogen. Wenn ihm das nicht möglich war, beklagt er meistens die geringere Frucht. Das Tagebuch enthält weiterhin die Ernte dieser Tage der Einkehr. Es bezeugt außerdem, daß er immer wieder auf die Erleuchtungen und Entschlüsse der früheren Exerzitien zurückgekommen ist. Eine typische Aufzeichnung, die für viele andere stehen mag:

„Wenn ich schon keine besonderen Vorsätze fasse, sondern bloß die früheren erneuere, mit denen ich genug zu tun habe, so will ich doch nach diesen hl. Exerzitien mein Leben in eine völlige Neuordnung bringen“ (204; vgl. auch 113, 193, 198, 203, 207). „Ich lese Wort für Wort wieder durch, was ich im vorigen Jahr niedergeschrieben und gesprochen habe. Ich fange wieder von vorn an“ (205).

Das alles schmeckt nach Zucht und Methode. Es ist aber zugleich Frucht und Auswirkung eines Lebens, das tiefer liegt. Das ist die eigentliche, man möchte sagen, glühende Lavaschicht, die immer wieder durch diese Aufzeichnungen hindurch als heiße Glut zu spüren ist. Wenn wir zu Beginn feststellten: dieser Mann „ist ein ‚Heiliger‘“ (so wie man es spontan ausruft, ohne dem Urteil der Kirche vorgreifen zu wollen), dann meinten wir gewiß auch die Treue in den „geistlichen Übungen“ und in der Berufsarbeit, die brüderliche Liebe, die Entschiedenheit im Ringen mit der Sünde, die Demut, den Geist der Entsagung und des Glaubens, aber vor allem die tiefe Glut seiner Gottesliebe.

„Herr, du weißt, daß ich dich liebe!“ Dieses Petruswort, das oft wiederkehrt, ist noch die scheueste Form, wie seine Liebe sich äußert. „Ich werde Jesus, meinen Freund und Tröster, im Allerheiligsten Altarssakrament vereinigt sein, und alles wird gehen“ (Eintragung des Sechzehnjährigen, 41). „O Jesus, mach mich so klein, wie du es bist; du weißt, wie sehr ich danach verlange“ (Weihnachtszeit 1898, 80). „O Jesus, könnte ich sterben aus Liebe zu dir!“ (April 1899, 85). „Sammlung und Selbstverleugnung. O Jesus, Jesus, du siehst, ob ich wirklich den Wunsch habe, dich mit ganzem Herzen, mit meinem ganzen Ich zu lieben“ (104). „Inzwischen, Jesus, erwarte ich dich; müde von meinem langen, zerstreuten Hin- und -herflattern komme ich an deine Brust zurück, um mich zu erquicken und neue Kraft für meinen Weg zu schöpfen. Jesus, erwarte dein Schäfchen, das zurückkehrt. Bereite mir das Mahl, denn mich hungert“ (130). „O Jesus, könnte ich wirklich immer atemlos und glühend vor Liebe sein, wenn ich dir, meinem glorreichen Feldherrn, Dienst leiste“ (132). „O Herz Jesu, hilf mir. Ich bin ein armseliger Mensch, aber ich liebe dich, ich liebe dich, liebe dich“ (178).

Man kann all diese Ausrufe unmöglich vollständig bringen. Vor der Subdia-konatsweihe: „O Jesus, ich sehne mich nach diesem schon so lange erwarteten Augenblick. Sieh, Herr, ich verlasse meine Heimat, meine armen Eltern, meine Verwandten, alles, und gehe mit dir. Nimm mich auf, wie du Petrus, Johannes, Matthäus und die andern Apostel aufgenommen hast“ (163). „Ich bin Jesu Eigentum. Nimm hin, Herr Jesus, meine Freiheit ganz und gar“ (166).

Die Liebe findet konkrete Formen: „Dieses Jahr bin ich dem Priesteranbetungs-verein beigetreten“ (207). „Ich muß und will immer mehr ein Mann glühenden Gebetes werden“ (1927 als Bischof in Slowenien, 234). Die wahre Jesusliebe ist nicht zu trennen von Demut und Leidensbereitschaft. Dieses Thema verstärkt sich mit den Jahren. „Fac me cruce inebriari – Laß mich trunken sein vom Kreuze. Eine Vielzahl von Umständen drängt meine geistliche Besinnung mehr als je zur Hingabe an den leidenden und gekreuzigten Jesus, meinen Herrn und König“ (239). In derselben Einkehr macht sich Bischof Roncalli das Gebet des P. Lintelo zu eigen: „O mein Jesus, gewähre mir ein hartes, mühevolleres, apostolisches Leben unter dem Kreuze. Steigere in meiner Seele den Hunger und den Durst nach Opferung, nach Leid, Demütigung und Selbstentäußerung.“

Exerzitien 1928 am Bosphorus nach fünfundzwanzig Jahren seines Priesterlebens:

„Mein Gott, wieviel Gnade! ... In dieser geistlichen Einkehr habe ich wieder einmal lebhaft empfunden, daß es mir aufgetragen ist, wirklich heilig zu sein ... Jesus, ich danke dir und verspreche dir, daß ich noch von dieser Stunde an alle Anstrengungen machen werde, das zu erreichen. Da ich dieses Mal ohne Mühe begriffen habe, daß es das Prinzip der Heiligkeit ist, mich ganz und gar dem heiligen Willen des Herrn hinzugeben, selbst in kleinen Dingen, halte ich mich daran. Ich begehre nichts anderes ... Ich werde nie etwas unternehmen, weder direkt noch indirekt, um eine Veränderung meiner Situation herbeizuführen, werde stets nur von einem Tag zum andern leben“ (237).

Wolfgang Seibel hat in seiner tiefdringenden Analyse „Johannes XXIII. / Der Papst des Übergangs in eine neue Zeit“ (Echter-Verlag, Würzburg) gezeigt, wie tief der Friede, den der Papst ausstrahlte, in der Gelassenheit im Gehorsam gegen den Willen Gottes gründete.

In den Exerzitien 1928 bekennt Roncalli, daß er mit den beiden Gebeten aus dem Exerzitienbuch des hl. Ignatius täglich leben wolle: „Nimm hin, Herr, und empfang alle meine Freiheit“ und das feierliche große Darbringungsgebet: „Ewiger Herr aller Dinge“.

„Diese beiden Gebete umfassen mein ganzes Bestreben. Der Herr möge mir helfen, hiervon nicht abzulassen und nicht der Anziehungskraft gewisser kirchlicher Kreise zu unterliegen, in denen bisweilen ein weltlicher Geist eindringt“ (237).

Tatsächlich enthält das Darbringungsgebet der Exerzitien die denkbar schärfste Absage an jede „Weltlichkeit“ auch innerhalb der Kirche; besagt es doch das Flehen um die Gnade, aufgenommen zu werden in die wahre Jüngerschaft, in ein Leben der Armut und des Verachtetseins um des Herrn willen. Wieder und wieder bezeugt das „Geistliche Tagebuch“, daß Roncalli keine Ehrenstellen gesucht hat. Er bekennt sich zur Einfachheit und zur Bergpredigt. Ihm ist Armut, Demut, Brüderliebe das Höchste. Wenn er einen neuen „Stil“ des obersten Hirtenamtes inauguriert hat, einen gütigen, brüderlichen, der vielleicht am ergreifendsten in der Fußwaschung am Gründonnerstag zur Anschauung kam, dann sprach daraus viel mehr als nur sein Temperament, seine väterlich-gütige Art: dahinter stand der Geist der Demut, der Geist Christi: Wer das „Geistliche Tagebuch“ liest, wird erschüttert inne, in welchem Ausmaß das der Fall war. Die Menschen haben es zu seinen Lebzeiten geahnt. Nun, wo er, der sich selbst nicht mehr gehörte, in einer letzten Geste der Auslieferung selbst seine intimen Aufzeichnungen preisgegeben hat, können wir es mit Händen greifen.

Auf der Höhe des Papsttums, am Abend des langen, gesegneten Lebens, wird alles in den Aufzeichnungen womöglich noch schlichter und klarer, objektiver und dargelegt für seine Brüder, die Menschen. Ergebnis der Rückschau im Winter 1960 auf die beiden ersten Jahre seines Pontifikates:

„Eine spontane inbrünstige Betonung der Vereinigung mit Christus, mit der Kirche und dem Paradies, das mich erwartet. Daß mir der Herr seinen Frieden und auch die äußeren Zeichen seiner Gnade bewahrt hat, ist mir Beweis für seine große mir zuteil gewordene Barmherzigkeit. Darin liegt die Erklärung, soweit ich dies zu sagen vermag, für meine beständige Ruhe, die mich an der Einfachheit und Sanftmut des Geistes Freude haben läßt und zu jeder Stunde meines Tages die Bereitschaft erhält, alles zu verlassen und, wenn es sein muß, sofort ins ewige Leben einzutreten.

Meine Fehler und meine Schwächen, „diese meine unzähligen Sünden, Fehler und Nachlässigkeiten“, für die ich täglich die hl. Messe aufopfere, sind mir Anlaß zu unablässiger innerer Demütigung. Sie lassen nicht zu, daß ich mich in irgendeiner Weise erhöhe, aber schwächen auch nicht mein Vertrauen und meine Hingabe an Gott, dessen liebende Hand ich stützend und ermutigend über mir fühle“ (323 f.).

Das Buch, das der kleine Seminarist im Jahr 1895 begonnen hatte, schließt im Herbst 1962, dem Jahr vor dem Tod des Papstes, mit einer Eintragung: „Rückschau auf die großen Gnadenerweise, die dem zuteil wurden, der sich selber für gering achtet, aber die guten Eingebungen aufnimmt und sie in Demut und Vertrauen ausführt“ (349). Gemeint ist das Konzil, die große brüderliche Versammlung der Mitbischöfe, die er zusammengerufen hat. Und damit öffnet sich sein Blick und sein Herz der unabsehbaren Zukunft, der die Kirche Christi entgegengeht.

Über die theoretische Ausbildung künftiger Priester heute

Karl Rahner SJ

Es ist kein Zweifel, daß über die richtige, der geistigen Situation entsprechende theologische Ausbildung der künftigen Priester bei uns in Mitteleuropa (und auch in der Welt überhaupt) ernste ungelöste Fragen und Schwierigkeiten bestehen – oder bestehen sollten. Das konziliare Schema „De Institutione sacerdotali“ ist so kurz (ca. 130 Zeilen im ganzen) und muß daher so sehr im allgemeinen bleiben, daß man sich nicht der holden Täuschung hingeben darf, die hier gemeinten Fragen seien dadurch gelöst, zumal über die eigentlichen theologischen Studien nur in 37 Zeilen gesprochen wird.

Wenn der Verfasser hier einige Überlegungen zu diesem Thema vorzutragen versucht, so nimmt er erneut ein Thema auf, über das er sich schon vor vielen Jahren ohne Erfolg geäußert hat¹. Seine Hoffnung, diesmal mehr Interesse oder gar Zustimmung zu finden, ist daher mehr als bescheiden. Dazu kommt, daß er sich sehr deutlich bewußt ist, nur einen kleinen Teil der ganzen vielschichtigen Materie zu behandeln, also schon darum nicht meinen darf, ein konkretes Programm vorlegen zu können. Er hofft aber, einen zentralen Punkt des ganzen Problems zu berühren.

¹ Vgl. K. Rahner, *Der Theologe. Zur Frage der Ausbildung der Theologen heute: Sendung und Gnade* (Innsbruck 1961) 334–358 (ursprünglich: *Orientierung* 18 (1954) 149–152, 165–168; auch italienisch in: *Missione e grazia* (Rom 1964) 505–540). Vgl. auch Georg May, *Die Ausbildung des Weltklerus in Deutschland: Tübinger Theologische Quartalschrift* 144 (1964) 170–215; J. Allendorff, *Zur wissenschaftlichen und asketischen Ausbildung unserer Theologiestudenten: ThPrQS* 111 (1963) 305–309; F. Klostermann, *Überlegungen zur Reform der theologischen Studien: Theol.-prakt. Quartalschrift* 112 (1964) 273–313 (hier weitere Literatur).